



Sendung vom 22.10.2007, 20.15 Uhr

Wilhelm Genazino
Schriftsteller
im Gespräch mit Jochen Kölsch

- Kölsch:** Zu unserer Sendung alpha-forum begrüße ich Sie, meine Damen und Herren, heute mit einem außergewöhnlichen Gast. Er ist einer der wenigen Großschriftsteller, die wir in Deutschland haben – das sage ich, obwohl ich weiß, dass Sie diesen Begriff nicht sonderlich schätzen. Sie waren lange ein Geheimtipp, bis Sie dann nach vielen Preisen einer ganz breiten Öffentlichkeit in Deutschland bekannt wurden. Seit 1993 gibt es auch Übersetzungen Ihrer Werke ins Spanische, Englische, Französische, Italienische und Russische. Sie haben also mittlerweile auch eine große internationale Rezeption erfahren. Ich begrüße Sie sehr herzlich, Wilhelm Genazino. Sie sind ein Autor, der die Trivialitäten des Alltags ins Zentrum seiner Werke stellt, in denen die ganze Dimension des menschlichen Seins entwickelt ist. Sie fühlen sich zwar als randständiger Autor, stehen nun aber doch im Mittelpunkt der Betrachtung. Wie geht es Ihnen damit, Herr Genazino?
- Genazino:** Bis jetzt geht es mir eigentlich immer noch ganz gut dabei, zumal ich meine innere Randständigkeit ja doch niemals werde aufgeben müssen. Das heißt, ich werde auch in Zukunft noch dieses Distanzgefühl haben, dieses Distanzgefühl, das ich natürlich auch beim Schreiben und beim Wahrnehmen habe. Mein Distanzgefühl hilft mir auch in der sogenannten Öffentlichkeit. Ich kann es folgendermaßen ausdrücken: Der Betrachter in mir schaut auch immer auf mich selber. Dieses Distanzerlebnis, das ich in meinem Wahrnehmen immer habe, entlastet mich dann eben auch, wenn ich in der sogenannten Öffentlichkeit stehe. Wenn ich also eines Tages nicht mehr beobachten könnte, was mit den anderen und mit mir geschieht, dann wird es wohl sehr unangenehm für mich. Aber dieser Moment wird wahrscheinlich nie eintreten.
- Kölsch:** Lassen Sie uns zu Beginn unseres Gesprächs das Biografische thematisieren, um Sie sozusagen verorten zu können. Geboren und aufgewachsen sind Sie in Mannheim, früher mal eine Residenzstadt und spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg doch eher eine beliebige Industriestadt. Inwieweit hat Sie das geprägt?
- Genazino:** Das hat mich natürlich sehr geprägt, wobei ich aber sofort hinzufügen muss, dass das schon auch gleichzeitig die historischen Umstände waren, die mich geprägt haben, also die unmittelbare Nachkriegszeit, die 50er-Jahre. Die Stadt Mannheim war zerstört, sie hat vom Krieg wirklich ordentlich was "abgekriegt". Die Leute waren arm damals. Auch meine Eltern waren arm und deren Kinder daher selbstverständlich ebenfalls. Ich würde schon sagen, dass das meinen Blick geformt hat. Das ist übrigens bis heute so, denn das ist etwas, das man nicht vergisst und auch nicht verliert, auch wenn die Gegenwart noch so prosperieren und sich selbst ununterbrochen auf die Schulter hauen sollte. Ich habe aufgrund dieser Kindheitserfahrungen nie mein Misstrauen gegenüber dem Erfolg verloren.

Ich habe durch diese Erfahrungen sozusagen ein waches Bewusstsein bekommen für alles, das "etwas hermachen" will. Mich erinnert das nämlich immer an die 50er-Jahre, als sich einige Leute damals plötzlich einen VW leisten konnten und hinten dran einen Campinganhänger: Das waren die ersten Leute, die etwas von sich hermachen wollten. Das ist schon in Ordnung, ich hatte und habe nichts gegen diese Leute, aber ich merkte doch schon damals, wie der Besitz die Psyche der Menschen sofort verändert. Und dagegen habe ich bis heute ein Misstrauen.

Kölsch: Sie haben ja einen italienisch klingenden Namen: Das erinnert sozusagen an den südlichen Aspekt, den ja z. B. auch Thomas Mann hatte in seiner Familiengeschichte. Wie sieht das bei Ihnen aus?

Genazino: Meine Familie ist aus Italien eingewandert. Dies ist aber schon eine Weile her, das war vor ungefähr 180 Jahren. Ich will das eines Tages auch einmal richtig aufarbeiten, bin aber bis jetzt noch nicht dazu gekommen. Das ist dann vielleicht eine Beschäftigung fürs Rentenalter. Ich spreche das auch nur mit Ironie aus, weil es für einen Schriftsteller selbstverständlich kein Rentenalter gibt; er schreibt oder er schreibt nicht mehr.

Kölsch: In Ihrem vielleicht auch autobiografischen Text "Eine Frau, eine Wohnung, ein Roman" schildern Sie eine Kindheit, eine Jugend, ein Erwachsenwerden, das Bild eines Poeten als junger Mann, die allmähliche Verfertigung des Schreibens beim Lesen, den Abschied von den Eltern, die erste eigene Wohnung usw. Ich habe das so gelesen, als wäre das eine Lebenserfahrung von Ihnen, als wäre das stark autobiografisch geprägt.

Genazino: Ja, das ist auch so. Das ist durchaus in gewissen Teilen meinem Leben nachgeschrieben, diese langsame Entfernung vom Elternhaus und auch von der Welt der Schule. Aber man muss dazu sagen, dass das alles bereits geprägt war durch eine frühe Erfahrung des Schreibens. Ich habe nämlich bereits als Schüler angefangen für Zeitungen zu arbeiten; zuerst einmal für die dortigen Lokalzeitungen. Zu meinem Erstaunen war ich dabei rasch erfolgreich: Es ist natürlich schon ein großartiges Erlebnis, wenn man als 17-Jähriger Erfolg hat mit dem, was man tun möchte. Und damit war eigentlich die Berufslaufbahn vorgegeben.

Kölsch: Aus dieser Welt heraus schufen Sie mit 22 Jahren im Jahr 1965 einen Erstlingsroman, nämlich den Roman "Laslinstraße". Ich habe gelesen, dass Sie dieses Buch damals nur deshalb geschrieben haben, weil Sie unbedingt einen Roman schreiben wollten. In diesem Roman ist quasi von einer Isolationsfolter in der elterlichen Zweizimmerwohnung die Rede, von einer emotionalen Totenstarre. Was hat dieser frühe emotionale Start, den Sie später als nicht sehr geglückt ansahen, für Ihre Entwicklung zu einem erfolgreichen deutschen Schriftsteller bedeutet?

Genazino: Das ist eine schwierige Frage, die ich vermutlich nicht ausreichend beantworten kann. Es geht in diesem Roman jedenfalls um die innere Erfahrung einer Zurückgesetztheit durch die Nachkriegsumstände. Meine Eltern waren, wie schon gesagt, nicht sehr begütert und wir wohnten tatsächlich in einer Zweizimmerwohnung – mit noch drei Geschwistern! Sie können sich die Enge dabei vorstellen! Meine Eltern waren aufgrund der Kriegserfahrung auch stark herabgestimmt. Ich will nicht sagen, dass sie melancholisch oder depressiv gewesen wären, aber sie hatten die entscheidenden Jahre ihres Lebens eben im Krieg bzw. im Faschismus verbracht. Das war nicht wieder gut zu machen in ihrem Leben und dieses Erleben haben sie dann auch an ihre Kinder weitergegeben. Von uns Kindern war immer ich derjenige, der sich besonders eindringlich gefragt hat: Warum sind meine Eltern eigentlich so herabgestimmt psychisch? Mir ist natürlich erst nach vielen, vielen Jahren klarer geworden, dass das auf ihr Erlebnis zurückgeht, um ihre wichtigsten Jahre gebracht worden zu sein. Was das bedeutet, habe ich erst Jahrzehnte später voll erfassen können.

Ich bin, wie ich denke, sozusagen in einer unendlichen Einfühlung mit meinen Eltern bis heute verbunden. Das erklärt für mich auch bis heute meine Perspektive: diese unendliche Einfühlung in den Mangel. Diesen Mangel haben wir zwar in unseren Tagen nicht, aber wir bekommen ihn wieder, wenn wir genauer hinschauen. Manchmal habe ich sogar das Gefühl, wir kriegen eine neue Nachkriegszeit ohne Krieg – etwas ganz Merkwürdiges.

Kölsch: Sie sind dann aus dieser Enge, aus dieser Bedrückung nach dem Abitur herausgegangen und haben Germanistik, Philosophie und Soziologie studiert. Um Philosoph zu werden? Um aus der Enge rauszukommen?

Genazino: Ich muss Sie korrigieren, denn das war nicht ganz so. Das ist z. T. eine geschickt zurechgetürkte Pressegeschichte. Ich weiß nicht genau, wie sie zustande kommt. Ich habe das Abitur nämlich erst sehr viel später gemacht, da war ich bereits ein erwachsener Mensch. Ich habe auch erst sehr viel später studiert, was mir aber – auch noch zu diesem "verspäteten" Zeitpunkt – sehr genutzt hat. Aber in meiner Jugend war ich ein totaler Schulversager. Ich bin vom Gymnasium geflogen wegen Träumens und wegen Unfähigkeit und weil ich einfach auch zu sehr mit dem Schreiben beschäftigt war. Ich habe eben nicht meine Hausaufgaben gemacht, sondern ich habe für vier Lokalzeitungen geschrieben. Das ging auf die Dauer natürlich nicht gut. Damals war ich darüber nicht besonders betrübt, denn ich hatte ja meinen Beruf schon gefunden. Ich dachte mir nämlich: "Gut, das ist ja wunderbar! Das ist eine hervorragende Abkürzung dieses langen Weges in den Beruf!" Erst später habe ich gemerkt, dass mir natürlich auch manches fehlt. Und so habe ich das dann eben erst in späteren Jahren nachgeholt.

Kölsch: Aber noch in Ihren 20er-Jahren, oder?

Genazino: Nein, nein, ich habe das Abitur mit Ende 30 gemacht.

Kölsch: Mit Ende 30!

Genazino: Ja, und dann habe ich erst studiert. Ich habe also mit Anfang 40 studiert, was übrigens eine großartige Sache war, weil ich dann gemerkt habe, welche Vorteile das bietet. Wenn man sich z. B. in Germanistik mit Goethes "Wahlverwandtschaften" beschäftigt, dann sollte man dafür wirklich mindestens 40 Jahre alt sein, um dieses Buch überhaupt verstehen zu können. Man muss also in der Liebe mindestens einmal furchtbar gescheitert sein, um Goethe zu verstehen. Wie das normalerweise ein 22-jähriger Student in all seiner Ahnungslosigkeit vom Tiefgang der Liebe, sprich vom Scheitern, schaffen soll, ist mir ein Rätsel. Insofern wurde mir also klar: "Mein Gott, einerseits habe ich Pech gehabt, das alles erst so spät zu machen. Aber andererseits ist das doch auch schon wieder ein Glück!" Denn ich war dann in einem Alter, in dem ich derart schwierige Bücher verstehen konnte.

Kölsch: Auch das verbindet Sie mit Thomas Mann, der seine Schule ebenfalls nicht abgeschlossen hat, weil er einfach so begeistert vom Schreiben war. Sie haben in den 60er-Jahren diesen Roman "Laslinstraße" geschrieben. Danach gab es, was Romane betrifft, eine längere Pause bei Ihnen. Aber nach Frankfurt sind Sie schon gezogen, so weit stimmt die "Geschichtsschreibung" über Sie wohl doch?

Genazino: Auch nicht so ganz. Denn ich habe damals ja in sehr jungen Jahren geheiratet und bin dann zuerst einmal in den Schwarzwald gezogen. Ich folgte nämlich meiner Frau, die eine Schwarzwälderin gewesen ist. Ich muss deshalb "gewesen" sagen, weil sie leider nicht mehr am Leben ist. Sie wohnte im Schwarzwald und ich folgte ihr dorthin. Ich habe also zunächst einmal erst ein paar Jahre im Schwarzwald verbracht, bis ich gemerkt habe, dass ich doch die Stadt brauche, dass ich nicht besonders gut geeignet bin

als Naturmensch. Ich beobachte zwar auch gerne die Natur, aber mir als einem Stadtmenschen bewegt sich einfach zu wenig darin. Ich ging also erst nach den Jahren im Schwarzwald nach Frankfurt.

Kölsch: Der Schwarzwald taucht ja auch in Ihrem Buch "Mittelmäßiges Heimweh" in viel späterer Zeit erneut auf. In Ihrer Biografie befinden wir uns jedoch erst in den 70er-Jahren, als Sie dann nach einer längeren Pause nach Ihrem ersten Romanversuch eine Trilogie geschrieben haben, deren erster Band 1977 erschien und "Abschaffel" hieß. Was war denn Ihr Motiv, nach dem ersten Scheitern mit einem Roman das dann doch noch einmal zu versuchen?

Genazino: Wie soll ich sagen? Nach diesem ersten Buch "Laslinstraße", das 1965 erschienen war, habe ich eine Art Pleite erlebt, insofern ich einfach nicht wusste, was ich nun noch schreiben sollte. Mir ging es damals wie so vielen anderen Schriftstellern auch: Ich hatte zwar mein erstes Buch schreiben und auch veröffentlichen können, danach tat sich aber ein riesengroßes Loch auf. Ich wusste einfach nicht, wie ich das nun machen sollte, wie ich also den Beruf des Schreibens verstetigen könnte, sodass das eine regelmäßige Arbeit würde. Es kam dann in der Tat jahrelang nichts. Ich habe in dieser Zeit Journalismus betrieben und auch viel fürs Radio gearbeitet, was ebenfalls sehr schön war und mich auch sehr weit gebracht hat. Aber meine Sehnsucht war natürlich der Roman. Ich hatte mir vorgenommen, dass ich erst dann wieder etwas Romanartiges schreiben würde, wenn ich mit einer entsprechenden Hintergrunderfahrung ausgerüstet sein würde. Und das war dann meine Angestelltenenerfahrung. Ich war zwar lange Zeit Redakteur gewesen, aber auch als Redakteur ist man ja Angestellter. Man isst in einer Kantine, man lernt kennen, was eine Buchhaltung ist ...

Kölsch: Man hat Kollegen ...

Genazino: Ja, man hat Kollegen, es gibt Vorzimmerdamen usw. usf. Ich lernte also diese ganze Welt kennen – und sie hat mich sehr verwirrt, aber auch fasziniert. Das war diese Erfahrung, die ich gebraucht hatte, denn eines Tages konnte ich mir sagen: "In diesem Milieu kennst du dich aus, darüber wirst du etwas schreiben!"

Kölsch: Und dann haben Sie diesen wirklich sehr intensiven Angestelltenroman "Abschaffel" geschrieben, in dem bereits Ihr übergenaues Verhältnis zur Alltagsrealität eine wichtige Rolle spielt und in dem, wie es in einer Kritik hieß, diese "monströse Empfindlichkeit und völlige seelische Isolation" den Protagonisten prägt. Wie wurde das denn damals aufgenommen? Denn das war ja doch etwas sehr Eigenes.

Genazino: Es gab eine breite Rezeption und viele haben das abgelehnt, weil ihnen das einfach zu krass war und auch zu deprimierend, denn das passte ja auch wirklich nicht gut in dieses Aufstiegsbild, in diese Aufstiegsphase der Bundesrepublik. Viele glaubten auch nicht, was ich in meinem Buch beschreibe, weil sie nämlich vollkommen eingenommen waren vom angeblich phantastischen Leben der Angestellten. Dass dieses Leben von Angestellten aber irgendwie nicht so richtig stimmen könnte, wurde mir von vielen nicht abgenommen. Einige wenige Kritiker haben mein Buch und dabei genau diesen Punkt jedoch sehr gut rezipiert. Unter anderem war das Lothar Baier, ein damals relativ bekannter Kritiker, der leider schon tot ist. Er hat meine Bücher auch weiterhin verfolgt und dann über sie geschrieben. Aber auch andere Kritiker haben meine Bücher von da an relativ gut aufgenommen. Ich konnte also sehr zufrieden sein. Von "Abschaffel" gab es bereits in den 70er-Jahren mehrere Auflagen, womit ich keinesfalls gerechnet hatte. Das war schon erstaunlich und auch sehr erfreulich.

Kölsch: Was war denn das Motiv Ihrer literarischen Perspektive? Sie schrieben z. B.: "Jeder Angestellte ist ein privates Monstrum." Das war schon eher eine

pessimistische, depressive Weltsicht, die die Schäden einer niederdrückenden, alltäglich-banalen Welt zeigt. Was wollten Sie damit mitteilen?

Genazino: Ich wollte sozusagen das eigentlich verheimlichte Leben der Angestellten und ihre Maske, die sie überziehen, damit zum Ausdruck bringen. Das tun sie ja bis heute. Wenn man heute in einem ICE fährt und sich diese jungen Menschen in ihren dunklen Anzügen mit ihren phantastischen Sprüchen so ansieht, dann denkt man sich doch: "Mein Gott! Offenbar wissen die noch nicht, offenbar hat ihnen noch niemand gesagt, dass sie in einer vollkommen eingegürteten Welt leben, in der sie ununterbrochen auch über die Dinge reden müssen, von denen sie beruflich beherrscht sind." Das tun sie nämlich und sie wissen genauso wenig, wie es damals Herr Abschaffel gewusst hat, dass das eine künstliche Welt ist. Bei der Fahrt hierher im Zug saß ich ebenfalls mit mehreren Angestellten zusammen. Einer dieser Angestellten schwärmte auf einmal von einem Lokal irgendwo in Deutschland. Er beschrieb dieses Lokal: "Wisst ihr, so im Hinterhof und mit all dem Lärm der Mülltonnen und der Garagen!" Und dann sagte er als abschließendes Urteil plötzlich: "Dort herrscht einfach eine wunderbare italienische Atmosphäre!" Und das ohne mit der Wimper zu zucken. Er hat also vorher diese ganz normale Hintertreppenwelt beschrieben und behauptet dann, dass das eine wunderbare italienische Atmosphäre sei. Da dachte ich mir: "Ja, genau! Hervorragend!" Das meine ich, diese Art. Er war dabei ohne jede Ironie. Wenn es Ironie gewesen wäre, dann hätte ich gedacht: "Gut, der Mann weiß, was er sagt!" Aber er hatte das sozusagen als hundertprozentige Wirklichkeit ausgegeben. Ich dachte mir jedenfalls, dass das im Grunde genommen eine Fortsetzung der Abschaffel-Welt ist.

Kölsch: Sie haben diese Welt in Ihren Büchern im Grunde auch immer weiter fortgesetzt. Sie schreiben Ihre Bücher meistens in einer Art und Weise weiter, als würden Sie letztlich ein einziges großes Buch schreiben, das aber zuerst einmal nur in vielen, vielen Teilen erscheint. Man kann selbstverständlich eine Entwicklung erkennen, man erkennt, dass Sie Akzente etwas umgruppieren usw. Gleich bleibt jedoch diese Grundsicht auf die Welt, diese doch ungeheuer präzise Alltagsbeobachtung, die sich dann irgendwie in Literatur verwandelt. Wie funktioniert diese Umwandlung eigentlich genau?

Genazino: Wie das funktioniert? Ich würde das natürlich sehr gerne haarklein erklären, wenn ich das wüsste und wenn ich das könnte. Wie dieser Transformationsprozess stattfindet, kann man leider nicht exakt beschreiben. Denn diese Dinge geschehen ja unanschaulich im Bewusstsein. Man kann also nicht dabei zuschauen, wie diese Transformation eigentlich abläuft. Ich kann daher nur Vermutungen anstellen, sozusagen Vermutungen, die mich wieder mit den Angestellten verbinden. Denn natürlich habe auch ich Sehnsucht nach einer schönen italienischen, spanischen oder Sonst-wie-Welt, aber ich kann nicht davon absehen, dass es die nicht gibt oder dass es sie nur für wenige Menschen gibt und dass man sie sich, wenn man nicht in ihr, also in dieser schönen Welt lebt, ersatzweise imaginieren muss und dass ein Schriftsteller das natürlich bemerkt und sozusagen die Fallhöhe beschreibt, die dabei entsteht. Der eine merkt es also gar nicht, dass er sich etwas vormacht, der andere merkt es, drückt das mit etwas Ironie aus und hat auch ein gewisses melancholisches Erlebnis dabei. Bei dieser Umwandlung der nicht vorhandenen schönen Welt in eine vorgestellte schöne Welt oder in das Verlangen nach einer schönen Welt macht man durchaus eine melancholische Nebenerfahrung. Die habe auch ich und die möchte ich natürlich mit in den Text einbringen.

Kölsch: Sie gehören ja zu den Autoren, die äußerst präzise beschreiben können. Sie haben sogar Vorlesungen gehalten über das Schreiben, über Ihre Art,

die Welt zu sehen. In Ihrem Buch "Der gedehnte Blick" haben Sie sehr genau beschrieben, wie Sie z. B. mit einem Photo umgehen: Sie beladen da z. B. das Titelfoto dieses Buches mit mehreren tiefgreifenden Geschichten. Dies geschieht aber so, dass der Leser das auch nachvollziehen kann: Er kann also mit Ihrer Hilfe rekonstruieren, was da passiert sein könnte. Wenn man das gelesen hat, bekommt man so ein bisschen eine Ahnung davon, wie Sie durch die Welt gehen, wie Sie auf die Menschen und die Welt blicken.

Genazino: Das ist sozusagen eine Erweiterung dessen, was ich vorhin zu beschreiben versucht habe. Denn ich pendle ja wirklich immer zwischen diesen Polen hin und her. Einerseits gibt es da bei mir dieses Verlangen nach Schönheit und nach einer wirklich befriedigenden Welt. Andererseits habe ich die sehr klare Wahrnehmung, dass es diese Welt nicht oder zumindest fast nicht gibt. Einerseits kann ich also diese Sehnsucht nicht aufgeben, aber andererseits stellt sich dadurch von selbst eine leicht melancholische Perspektive ein, eine Perspektive, die sich dann auch wiederum gegen die Sachen wenden kann. Das ist wirklich interessant, denn ich denke mir manchmal, ich besitze wirklich so etwas wie eine "melancholische Renitenz": eine innere Beweglichkeit, die mit einer gewissen Kaltschnäuzigkeit auf die eigene Melancholie antwortet. Die Melancholie sollte nie die Oberhand gewinnen. Sie ist zwar berechtigt vorhanden zu sein, man muss sie auch sehen und gelten lassen, aber sie sollte nicht das letzte Wort haben – und deswegen nenne ich das eben "melancholische Renitenz".

Kölsch: Ihre Protagonisten, Ihre Figuren merken das ja häufig selbst nicht. Gut, manchmal merkt das vielleicht der Protagonist: Da ist dann Täuschung bis hin zur Lüge ein zentraler Begriff in Bezug auf das, was die Menschen alles nicht verstehen, was sie aber selbst doch lieben.

Genazino: Ja, das ist natürlich das, was ich das Moment des Tagtraums nenne: diese dauernden Realitätsumwandlungsverfahren. Dass man also immer wieder alles umgräbt und wieder und wieder umgräbt und nach verborgenen Bedeutungen sucht, das macht der Tagtraum. Dies machen ja nicht nur Schriftsteller, sondern auch andere, ganz "normale" Menschen so. Aber ein Mensch wie der Schriftsteller, der mit seinem Bewusstsein arbeitet, der hat ja sozusagen laufend Tagträume. Der Tagtraum ist eine Produktionsstätte für ihn, da wird Realität umgearbeitet: Das, was sich darbietet, wird befragt, es wird nach seiner Authentizität und seiner Wahrhaftigkeit befragt und nach seiner Tauglichkeit, nach seiner Zukunftstauglichkeit.

Kölsch: Ihre Bücher haben sich mit den Jahren immer mehr in Richtung eines inneren Monologs entwickelt, in dem es um genau diese Assoziationen und Beobachtungen geht, die oft von gnadenloser Trivialität sind, sich aber in dieser Trivialität dann eben doch jedes Mal erweitern und zu etwas Tiefem und Grundsätzlichem werden. Das ist sozusagen der literarische Grundton, den Sie in Ihren neuen Werken immerzu fortschreiben.

Genazino: Ja, wobei ich vielleicht anfügen darf, dass es für mich eigentlich gar keine Trivialität gibt, auch keine Banalität. Kritiker, die meine Bücher nicht verstehen, werfen mir ja auch oft vor, sie seien zu banal und zu trivial. Ich kann darauf nur antworten: "Ja, natürlich." Aber für mich gibt es das nicht, denn das ist eine Sache der Sehschärfe: Wenn man nämlich einen Gegenstand lange genug anschaut, dann ist er nicht mehr trivial, denn dann sieht man auch in die Tiefendimensionen eines Gegenstands oder einer Situation. Wenn das eintritt, dann verliert jeder Gegenstand, dann verliert jeder Mensch das, was andere so vorschnell Trivialität nennen. Ich würde also das Wort Trivialität in dieser Weise nie in den Mund nehmen. Man muss also diesen etwas zu schnellen und vorlauten Kritikern zuweilen sagen: Länger lesen! Länger hinschauen! Denn dann bricht diese ganz merkwürdige Trivialitätsdebatte von alleine zusammen.

Kölsch: Sie nennen das ja den "gedehnten Blick", und darüber haben Sie auch Ihre Vorträge gehalten. Aus diesem langen Hinschauen entsteht also eine Epiphanie, also im Grunde genommen die Erscheinung des Göttlichen in diesem trivialen Alltagsgeschehen. Das ist das, was Sie bis heute immerzu fortschreiben. Und hier ereignet sich eben auch dieses "Genazino-Wunder", wie einer Ihrer Kritiker schrieb.

Genazino: Genau. Wenn man zu diesem gedehnten Blick in der Lage ist, wenn man bereit ist, den Menschen oder auch den Gegenständen und Situationen ihren inneren Gehalt oder ihre Tiefe abzunehmen – und das heißt eben auch immer, sie abzubuchstabieren –, dann passiert etwas. Gut, man kann das ein Wunder nennen und für mich ist das auch oft ein Wunder: Denn das, was mir dann einfällt, ist ja nicht bloß meine Sache, das kommt auch von den Gegenständen bzw. von den Menschen selbst. Ich kann das sozusagen nur aufgrund meiner versöhnlichen Einstellung der Langeweile gegenüber, die mich davon abhält, allzu schnell meine Sehprozesse abzurechnen: für das nächste Bild, die nächste Situation, die nächste Kneipe, die nächste Frau, den nächsten Mann usw. Denn diesen raschen Wechsel bringt ja jeder hin, mir aber bringt das nichts, das wäre mir einfach zu schnell. Ich empfehle stattdessen, den Blick lange auf den Dingen, auf den Menschen zu halten. Dann merkt man schon, dass es Banalitäten bzw. Trivialitäten überhaupt nicht gibt.

Kölsch: Sie plädieren ja auch entschieden für die Langeweile, um genau diesen Effekt zu erreichen.

Genazino: Ja, es ist in den Augen vieler Menschen natürlich eine Unverschämtheit, für die Langeweile zu plädieren, weil die Langeweile in der Erlebnisgesellschaft ja der Teufel schlechthin ist, der Todfeind. In jeder Zeitung wird täglich über irgendeine Langeweile geklagt. Ich jedoch kann nur sagen, dass es bedauerlich ist, dass unsere Kinder in den Schulen oder auch unsere Studenten auf diese Vorgänge nicht irgendwie hingewiesen werden, dass man nämlich Langeweile auch ganz anders sehen kann. Die Langeweile ist geradezu die Selbstenthüllung der Dinge, an der man teilhaben kann, wenn man sich erlaubt oder sich traut, in diese Tiefendimension der Erscheinungswelt einzudringen. Natürlich hat das dann nichts mehr mit einer vordergründigen Unterhaltung zu tun, sondern man muss bereit sein sehen zu können und zu wollen, was eigentlich das Faszinierende an einem Vorgang ist: "Warum interessiert mich das? Was hat das mit meinem Leben zu tun? Warum werde ich eigentlich angesprochen von irgendwelchen merkwürdigen Sachen, an denen die anderen Leute vorbeilaufen, weil diese Sachen angeblich, aber fälschlicherweise blöd und langweilig sind?" Diese Erfahrung mache ich immer wieder, auch auf einer sozusagen unterhaltenden Ebene: wenn man z. B. im Frühjahr dabei zuguckt, wie die Spatzen ihre Nester bauen. Jedes Kind hat das schon gesehen und deshalb schaut da niemand mehr hin. Wenn man aber genau hinguckt, dann sieht man z. B., dass die Spatzen herumliegende Musikkassetten – das sind diese klassischen Kompaktkassetten für den mittlerweile aus der Mode gekommenen Kassettenrekorder – mit ihren Schnäbeln aufbrechen, weil sie die darin befindlichen Bänder für ihren Nestbau verwenden können. Ich habe das wirklich beobachtet: Da stritt sich eine ganze Horde Spatzen um eine solche Kassette. Ich habe dann gesehen, wie sie jeweils mit einzelnen Fetzen von diesem Kassettenband zum Nest geflogen sind und diese Bänder dort ringsum eingezogen haben. Ich dachte mir, das ist doch unglaublich. Wie ist das möglich? Wie ist es Spatzen möglich, die Verwendbarkeit eines synthetischen Stoffes für ihren Nestbau überhaupt zu entdecken? Man könnte ja sozusagen wieder ein Verehrer der Schöpfung werden, wenn man so etwa sieht. Aber wenn man daran vorbeiläuft, weil man sich denkt: "Ja, gut, die machen da halt ihre Nester! Was soll daran interessant sein?", dann wird man das nie entdecken.

- Kölsch:** Mir ging es so, und ich habe auch mit einigen anderen Lesern Ihrer Bücher darüber gesprochen, die mir alle zustimmten: Wenn man lange genug und intensiv genug etwas von Ihnen liest, dann bekommt man einen anderen Blick auf die Welt. Sie haben das soeben wirklich sehr anschaulich beschrieben: Bei der Lektüre Ihrer Bücher habe ich fast schon eine therapeutische Funktion der Literatur empfunden. Überrascht Sie das? Freut Sie das?
- Genazino:** Das freut mich natürlich, aber das weist Sie sozusagen auch als einen talentierten Leser aus. Denn unter den Lesern sind natürlich auch sehr viele, die nicht die entsprechende Muße aufbringen und stattdessen mehr Action wollen. Für diese Leser muss es viel mehr vordergründige Handlungsmuster geben, da müssen irgendwelche Scheidungen stattfinden und Liebesabenteuer usw. Wenn das nicht stattfindet, dann legen diese Leser so ein Buch wie eines von mir schnell beiseite und sagen: "Ach, wie langweilig!"
- Kölsch:** Sie verzichten ja doch sehr auf eine dramaturgisch gebaute Geschichte bzw. verzichten in Ihren Romanen immer mehr darauf. Mir kommt es so vor, als würden Ihre Bücher immer authentischer werden.
- Genazino:** Es gefällt mir natürlich sehr, was Sie sagen. Das will ich auch so haben. Man muss ganz einfach erkennen, dass die gut gebaute Geschichte wirklich eine literarische Erfindung ist. Ich habe nichts gegen gut gebaute Geschichten. Wenn ich eine interne Geschichte, eine Binnengeschichte finde oder beschreiben kann, die gut gebaut ist, dann baue ich sie auch ein. In einigen Büchern von mir ist auch sehr wohl eine vorhanden, aber das sind eigentlich mehr Zufälle. Denn im Grunde kommt es mir nicht mehr darauf an. Ich schreibe heute sozusagen um der Gegenstände willen und um dieser Entzauberung bzw. Bezauberung – denn das liegt ja ganz dicht beieinander – inne zu werden. Das ist eigentlich der Vorgang, der mich interessiert.
- Kölsch:** Sie haben schriftstellerisch eine Theorie der Verborgenheit entwickelt: Das Subjekt beobachtet die Gesellschaft, wird aber selbst nicht beobachtet – wobei Sie in Ihren Büchern ja ein sehr scharfer und manchmal geradezu gnadenloser Beobachter der Realität sind.
- Genazino:** Diese Theorie der Verborgenheit sollte man vielleicht nicht so ganz ernst nehmen. Denn auch der Beobachter wird natürlich beobachtet. Es ist ja ein Wunschtraum, in einer Welt leben zu können, in der man selbst unbeobachtet bleibt. Gut, das kann man schon irgendwie haben, aber dafür muss man doch verreisen und sich in die Natur begeben: Dort ist man dann in der Tat phasenweise unbeobachtet. Aber auch das ist nicht wirklich der Fall, denn irgendwann sieht man auch dort einen Jäger mit seinem Fernrohr und stellt fest, dass man eben doch beobachtet worden ist. In der heutigen Welt ist es bei uns wohl nicht mehr möglich, unbeobachtet zu sein.
- Kölsch:** Sie beschreiben ja manchmal geradezu Ring-Beobachtungssituationen: Der eine beobachtet den anderen und wird dabei selbst beobachtet. Aber auch dieser Beobachter wird wiederum beobachtet. Bei Ihnen ist das ja doch ein häufiges Motiv.
- Genazino:** Ja, genau. Das ist dann aber auch in gewisser Weise gemeinschaftsstiftend: Das ist quasi eine Blickkette. Wenn sich so eine Blickkette ergibt, dann hat das ja doch auch etwas Spaßiges. Die Leute reden dann auch oft miteinander – wenn sie sich mit einem Mal als nicht mehr geheime Beobachter selbst enthüllen. Das hat schon auch etwas Komisches an sich.
- Kölsch:** Eine Reihe von Lesern empfindet Ihre Bücher als bedrückend, weil Sie ja auch tatsächlich sehr deprimierende, trostlose, alltägliche, schreckliche Dinge beschreiben: diese modernen Stadtlandschaften mit den

verwahrlosten Ecken, mit den Schnellimbissen, den überall gleichen Fußgängerzonen, den menscheeren Unterführungen usw. Das ist doch eine sehr niederdrückende Welt. Warum kommt das bei Ihnen immer so geballt, so massiv daher? Denn selbst als gutwilliger Leser fällt es einem gelegentlich schwer, das immer wieder aufzunehmen.

Genazino: Wie soll ich sagen? Das ist eben ein Aspekt des Panoramas, das mich natürlich auch als Ganzes interessiert. Dieses Panorama als Ganzes ist die Lage des Individuums am Anfang des 21. Jahrhunderts. Ich bin da in der Tat sehr pessimistisch. Wenn das Individuum nicht bald ein paar entsprechende Techniken für sich erfindet – wir haben ja gerade über diese Techniken gesprochen –, dann geht es diesem Individuum sehr schlecht. Dann wird es eben mehr oder weniger wie ein Angestellter mehr oder weniger einschnürend in seine Verhältnisse eingepackt, in denen es dann funktionieren muss. Wenn es das nicht tut, dann wird es früher oder später von dort entfernt usw. Ich meine, dass das Individuum in der Tat bedroht ist durch die fortschreitende Globalisierung und Ökonomisierung der gesamten Welt. Wenn man nicht in der Lage ist, ein paar subjektive, persönliche Lebenstechniken zu finden, die einem eine individuelle Welt sozusagen zur Seite stellen, dann sehe ich schwarz. Ich erinnere hier an die Spatzen und deren Umgang mit den Bändern in den Kassetten: Wenn man so etwas gesehen hat, dann ist das etwas, das einem den Tag retten kann. Auf so etwas kommt es heute mehr denn je an. Mich wundert es manchmal, dass das, dass diese Lebenstechnik im öffentlichen Bewusstsein überhaupt keine Rolle spielt, um die Moderne überhaupt aushalten zu können. Das liegt daran, dass offenbar alle der Überzeugung sind, dass dieses Aushalten der Moderne doch gar kein Problem sei: Alle sind doch zufrieden mit ihren Coupes und ihren Urlauben und ihrer Modekleidung usw. usf. Ich jedoch glaube daran nun gerade nicht bzw. halte das für reine Schminke. Wenn man also diesen Menschen nichts an die Hand gibt oder sie darauf hinweist, dass es da eine Arbeit gibt, die ihnen selber und der Herausbildung ihrer Individualität nützt, dann geht es ihnen meiner Meinung nach auf die Dauer ziemlich schlecht. Das ist jedenfalls ein wichtiger Punkt, auf den ich immer wieder hinweisen möchte.

Kölsch: Im Grunde ist das Literatur als Mahnung, bewusster zu leben, sich mehr mit sich selbst, mit der eigenen Lebenssituation zu beschäftigen. Das ist also doch eine Intention, die bei Ihnen bewusst vorhanden ist.

Genazino: Unbedingt! Und je anspruchsvoller diese Beschäftigung ist, je intellektuell anspruchsvoller sie ist mit literarischem oder auch philosophischem Hintergrund, desto ergiebiger ist die ganze Sache natürlich. Man kommt dann auch rascher zu Ergebnissen, mit denen man leben kann. Ich meine, so etwas gibt es ja auch schon in Ansätzen und ich will das Ganze auch gar nicht so schwarz-weiß gegeneinander stellen, aber ich würde doch gerne haben, dass sich das noch mehr durchmischt, damit nicht Menschen, die vollständig in der Zivilisation aufgehen, eines Tages, wenn sie 30 oder 35 Jahre alt geworden sind, plötzlich feststellen müssen: "Mein Gott, was für eine elende, kleine Stadtmaus ist aus mir geworden!"

Kölsch: Sie schreiben ja gerade von diesen "elenden, kleinen Stadtmäusen" – bevorzugt in Frankfurt. Davon wird man doch sehr niedergedrückt und man muss drei, vier, fünf Bücher von Ihnen lesen, um zu erkennen, was für ein liebevoll-konstruktiver Blick darin steckt. Wie berührt das Ihre eine Stimmung, wenn Sie so viel Düsternis, so viel Trostlosigkeit, so viel Depressives bis hin zu Krankhaftem und Autistischem beschreiben und sich in Ihren Romanen darin geradezu baden? Man braucht jedenfalls als Leser sehr lange, bis man begriffen hat: "Eigentlich meint der das ja ganz anders."

Genazino: Ich erwarte natürlich eine gewisse Hingabe des Lesers. Wenn ein Leser durch die entsprechende Schmock-Literatur so verdorben ist, dass er bereits nach fünf Seiten, wenn es immer noch keine Leiche gibt oder die

Ehe noch nicht explodiert ist, den Geschmack an einem Buch von mir verliert, dann sind meine Fähigkeiten wirklich vergebens. Es müssen also bestimmte Voraussetzungen gemacht werden können, damit sozusagen überhaupt der Blick geöffnet werden kann nach dahin und nach dorthin. Wenn jemand z. B. jeden Tag sechs Stunden lang fernsieht, sich also all diese schrecklichen Unterhaltungssendungen am Nachmittag und frühen Abend antut und dann völlig kaputt von all diesem Müll hinterher noch zwei Straßen weiter in die Kneipe geht, um dort völlig verfinstert drei bis fünf Biere zu trinken; wenn er nicht mehr in der Lage ist, gegenüber seinem Nebenmann am Tresen irgendeine freundliche Bemerkung zu machen, weil er sozusagen den Kopf nicht mehr dafür frei hat, sich um ganz schlichte menschliche Formen zu bemühen, dann ist so jemand meiner Meinung nach wirklich reif für den Psychiater. Aber sie selbst wissen das nicht, diese Menschen haben keinerlei Distanz sich selbst gegenüber. Das ist schon ein gewisses Grauen, das wir in unsere Wirklichkeit hineingetragen haben. Und wir geben den Menschen dabei viel zu wenig an die Hand, um ihnen zu helfen und zu ihnen zu sagen: "Man muss, man kann dieses Grauen als solches erkennen. Und man kann sich dann auch von ihm fernhalten."

Kölsch: Das hat ja fast schon einen Anklang an das, was die Kirche früher gemacht hat, den Menschen nämlich Sinn zu geben. Sie haben ja auch einmal geschrieben, dass für Sie Literatur eigentlich auch so etwas wie ein Gebet ist. Habe ich Sie da richtig wiedergegeben?

Genazino: Nun, das Wort "Gebet" habe ich verwendet im Zusammenhang einer bestimmten Gleichsetzung der Literatur mit dem Gebet, nämlich mit der Unaufhörlichkeit. Es wundert mich die Unaufhörlichkeit überhaupt der Kunst und darin auch der Literatur, dass sie schon seit Jahrtausenden in der Lage ist, auf den Menschen einzuwirken. Dies hat gewisse Ähnlichkeiten mit dem Ritus des Gebets: Das ist eine Bitte um Verbesserung der Verhältnisse. In diesem Sinne sehe ich also gewisse Ähnlichkeiten zwischen Literatur und Gebet.

Kölsch: Literatur kann also etwas bewirken?

Genazino: Ja, das würde ich doch sagen. Unter gewissen Voraussetzungen ist das möglich. Es muss z. B. eine gewisse Gutwilligkeit vorhanden sein. Wenn aber jemand völlig an seine Verhältnisse verloren ist, dann hilft weder Gebet noch Literatur.

Kölsch: Herr Genazino, ich danke Ihnen sehr herzlich, dass Sie zu uns ins Studio gekommen sind, ich fand unser Gespräch sehr spannend. Verehrte Zuschauerinnen und Zuschauer, ich bedanke mich bei Ihnen für Ihr Interesse und ich hoffe, Sie haben aus dieser Sendung viel mitnehmen können. Auf Wiedersehen.